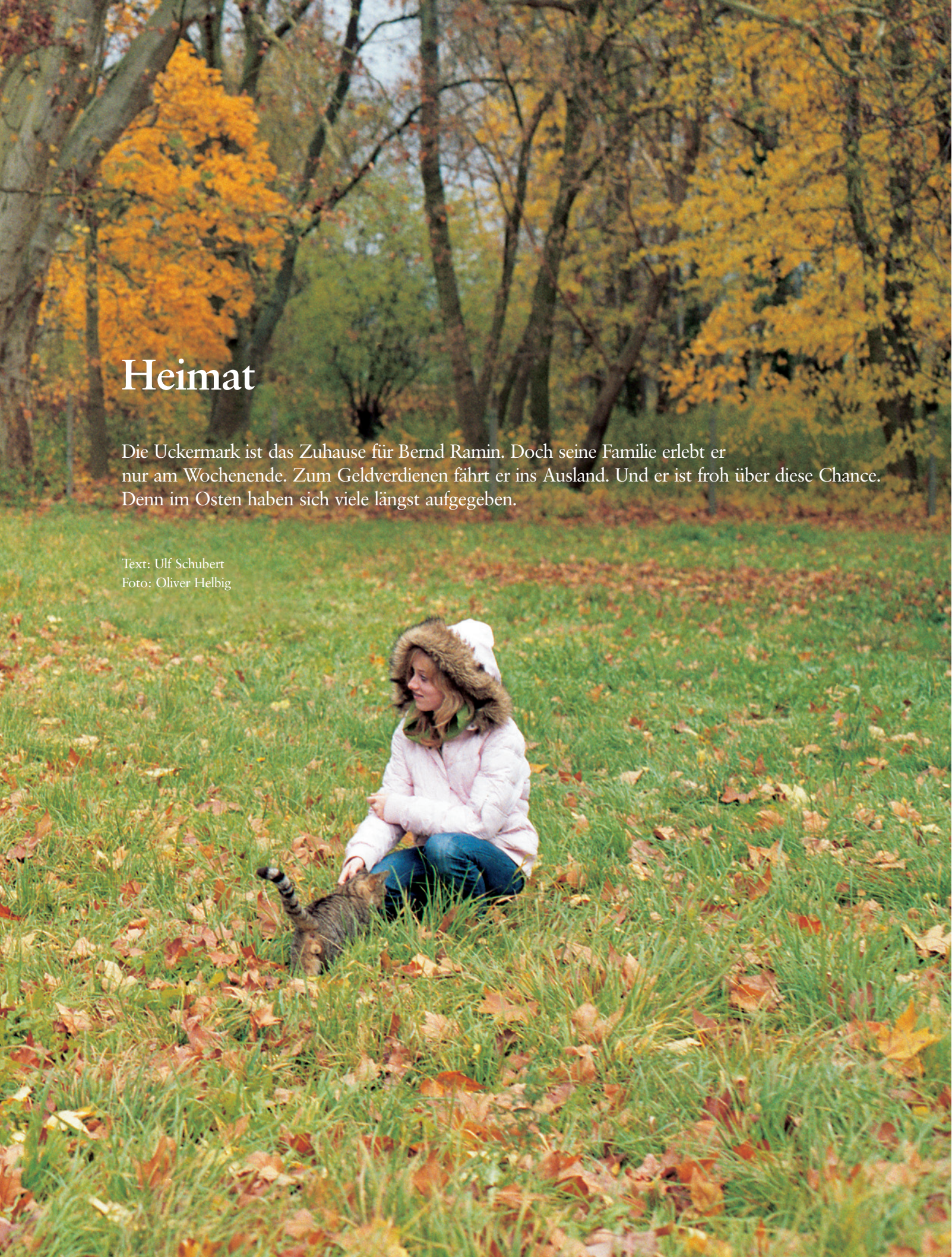

Heimat

Die Uckermark ist das Zuhause für Bernd Ramin. Doch seine Familie erlebt er nur am Wochenende. Zum Geldverdienen fährt er ins Ausland. Und er ist froh über diese Chance. Denn im Osten haben sich viele längst aufgegeben.

Text: Ulf Schubert
Foto: Oliver Helbig

• Der Blick reicht weit. Ackerland bis zum Horizont, vereinzelte Büsche, Apfel- und Birnbäume entlang den Straßen. Landschaft, für die Arbeit gemacht, nicht fürs Vergnügen. Viele Häuser in den Ortschaften stehen leer. Menschen wurden durch Maschinen ersetzt, Traktorengespanne wühlen sich durch die Felder, 120 Kilometer nordöstlich von Berlin.

Die Sonne scheint. Arbeitslosentreff in Penkun, nah an der Grenze zu Polen zwischen Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern. 15 Frauen, sieben Männer. Die Frauen stricken Strümpfe. Die Männer arbeiten im Garten, bauen Gemüse an, für die Suppenküche, für die Bedürftigen. Heute gibt es Spinat, Ei, Kartoffeln. Viele hier sehen für sich keine Chance mehr.

Ein junger Mann ist dabei, Anfang, Mitte 20. Er hat Tiefbau gelernt, war zwei Wochen in den Niederlanden. Die brauchen Arbeiter, nehmen gern Deutsche. Er hat es nicht ausgehalten. Der Arzt sagte: „Es macht ihn krank. Er will nicht." Die Mutter sagt: „Kein Zweck, er hatte Heimweh, nach zwei Wochen." Heimat. Jetzt ist er hier, schippt Erde. Ein-Euro-Job. Macht keinen Spaß. Kommen sich ein bisschen dumm vor, die Leute.

Aber sie sind wieder zu Hause. Vertraute Menschen. Computer, Fernsehen. Erst mal rauchen. Alle rauchen. Ein Älterer: „Wenn ich so jung wäre wie die, würde ich sofort gehen. Ins Ausland." Ein anderer sagt: „Bin hier geboren, will auch hier beerdigt werden." Im Rathaus sind sie froh, dass neuerdings die Polen kommen. „Die arbeiten nicht besser oder schlechter, aber sie arbeiten", sagt man im Rathaus. „Wir brauchen wieder Kinder im Ort. Elf neue polnische Kinder sind jetzt im Kindergarten." Polen ist nur ein paar Kilometer entfernt, und die Häuser hier sind billiger als drüben in der Stettiner Gegend.

Penkun ist ein kleiner Ort, umgeben von Seen. Ein bröckelndes und mit viel Liebe notdürftig gesichertes Schloss, ein kleiner Marktplatz, Reihen von Ackerbürgerhäusern. In den Dörfern ringsherum aufgegebene Betonskelette, Siloanlagen der LPGs. Zerbrochene Fensterscheiben. Gänse und Hühner im Freien.

Letzte Ausfahrt Uckermark: altes Gehöft mit Tümpel

Freitag in der Nacht, wenn Bernd Ramin von der Arbeit in den Niederlanden heimfährt, nach Felchow in der Uckermark, nahe der polnischen Grenze, muss er unterwegs mit Behinderungen und langen Staus rechnen. 14 Stunden kann eine Fahrt dauern. Wenn er gut durchkommt, schafft er es in sieben Stunden. Hängt auch davon ab, auf welcher Baustelle er gerade zu tun hat und wie weit entfernt sie von zu Hause liegt. Er sagt: „Arbeit? Hier bei uns? Kannste vergessen. Was soll ich machen? In Holland gibt's Arbeit genug."

Sonntagabend ist es Zeit aufzubrechen. Bernd Ramins Frau hat ihm den Braten eingepackt, Ente, Soße, Kartoffeln, alles in Plastikdosen. Das reicht für die ersten Tage. Um 22 Uhr setzt Ramin sich in den VW und fährt los, in die Niederlande, auf den Bau. Jede Woche. Freitag, meist gegen zwei Uhr in der Nacht, ist er wieder zurück bei seiner Frau und den beiden Töchtern. Sein Grundstück ist groß, 5500 Quadratmeter. „Vielleicht kommt mal wieder die Zeit, dass wir im Garten Nahrungsmittel anbauen müssen", sagt er.

Bernd Ramin hat an den Wochenenden immer zu tun. Er muss regelmäßig den Rasen mähen. Neulich hat er die Garage von hinten verputzt. Der Rest muss noch gestrichen werden. Bald wird er die alten Holzschuppen hinter dem Haus abreißen, Platz schaffen, um neu zu bauen. Fachwerk, mit roten Klinkersteinen. Sein Haus glänzt neben dem heruntergekommenen Herrenhaus und den anderen Gebäuden im Ort. Die Möbel und die Böden sind aus hellem Holz. Ramin und seine Frau haben eine Menge zusammen erarbeitet. Die beiden neuen silberfarben Autos etwa oder die gepflasterten Wege im Garten. Nicht mehr lange, dann wird der Kredit abbezahlt sein.

Aber Ramin wird auch danach weiter in die Niederlande pendeln. „Ich will mir was leisten können." Vier Jahre war er mit seiner Familie nicht mehr im Urlaub. Zu teuer. Er ist froh, wenn er zu Hause sein kann. Den Pool hat er schon abgebaut,

wegen des schlechten Wetters. Samstags geht er gern mit den Kindern angeln und Pilze sammeln. Zuerst aber schläft er sich aus. Die Familie hat sich darauf eingerichtet, dass er sonntagabends wieder fährt. „Was will man machen!“ Nur die kleine Tochter, die weint manchmal.

Das Einkommen ist wichtig. Der Respekt tut gut

Ein Uhr dreißig. Ramin ist auf der A 30 unterwegs Richtung Osnabrück, dann weiter Richtung Amsterdam. Auf der Autobahn immer wieder Fahrzeuge mit dem Kennzeichen UM, Uckermark. In der Schweiz gelten die Ostdeutschen in manchen Branchen als Lohndrücker. Sie arbeiten gut und billig, werden gern genommen. Ramin ist für eine niederländische Zeitarbeitsfirma tätig. Ihm bleiben neun Euro netto pro Stunde, plus Spesen und Fahrtkosten. Bekannte von Ramin arbeiten für eine Zeitarbeitsfirma in Skandinavien. Sie haben einen Dienstwagen, auch für die Heimfahrt. Ramin muss Wartung und Reparaturen am Auto selbst bezahlen.

Er glaubt nicht daran, dass er in der Uckermark oder im nahen Berlin noch einmal eine Chance bekommt. Und vom Arbeitsamt verspricht er sich nichts. „Für deutsche Unternehmer bin ich mit 40 Jahren zu alt. Die Holländer, für die ich arbeite, nehmen gern auch Ältere, weil sie Erfahrung haben. In Deutschland, so wie ich es kennengelernt habe, ist der Umgangston härter.“ Er habe keine Lust mehr, sich anbrüllen zu lassen. „In Holland ist der Ton freundlicher. Wenn es nur nicht so weit wäre. Vielleicht kommt es ja mal dazu, dass ich hinter der Grenze in Polen Arbeit finde.“

Ramin pendelt seit sieben Jahren in die Niederlande. Nach sieben Stunden Fahrt verlässt er bei Utrecht die Autobahn. Die Straßen sind leer. Er durchquert einen Wald. Auf einem Campingplatz steht eine Baracke, eigentlich für Kinderfreizeiten.

Die Nacht ist frisch, das Gras nass, immer wieder regnet es. Ramin schließt die Tür auf. In den Schlafräumen stehen 14 Stockbetten. Im Raum neben der Großküche ist ein Tischfußball-Spiel aufgebaut. Girlanden hängen von der Decke, ein Bild mit einem Pony steht in der Ecke neben einer großen Maschine, mit der man den Fußboden wischt. Hier wohnt er. Er zieht einen Schlafanzug an, legt sich hin. Noch eine Stunde bis zum Wecken. Um sechs Uhr muss er aufstehen, um sieben auf dem Bau sein. Er schläft wenig. „Je früher wir anfangen, desto früher sind wir fertig.“

Ramin ist pünktlich auf den Beinen. Die Sonne scheint, aber die Stadt schläft noch. Ein Müllmann läuft vorbei. Mit einem Kollegen, der wie er aus der Uckermark stammt, unterhält sich Ramin am Eingang zur Baustelle. Einer von ihnen hat aufgegeben, wollte nicht mehr pendeln und dafür lieber bei seinem Kind sein. „Viele machen das hier nicht lange. Das Fahren, die Staus, das nervt.“

Sie gehen ins Büro des Bauleiters, holen sich einen Kaffee, setzen sich an den Tisch und packen ihre Frühstücksbrote aus. Ramin fragt: „Und was machen wir heute? Oben die Pfannen?“ Der Bauleiter kann Deutsch, aber das Wort Pfannen sagt ihm nichts. Aus dem Radio dudeln niederländische Schlager. Alle schweigen, essen und trinken.

Am Eingang liegt weißer Marmor. Ramin und sein Kollege sind an diesem Morgen die Ersten auf dem Bau. Die Niederländer sind noch nicht da. Ramin sagt, er arbeite lieber mit Holländern als mit Deutschen. „Wer arbeitet, macht auch Fehler. Hier wird aber nicht zuerst nach einem Schuldigen gesucht. Hier suchen sie zusammen nach einer Lösung. Der Arbeiter ist noch was wert.“

Der Bauleiter sagt, sie nähmen gern Ostdeutsche. Gute Leute. „Wir haben zu viel Arbeit und finden keine Niederländer.“ Die Zeitarbeitsfirma zahlt den Lohn wöchentlich aus. 150 Leute hat sie angestellt. 90 Prozent von ihnen stammen aus Ostdeutschland.

Bernd Ramins Kollege sitzt müde da, er starrt auf die Kaffeetasse. Ein niederländischer Arbeiter haut auf den Tisch, schreit auf Deutsch: „Arrrbeiten!“ Der Kollege erschrickt und fährt hoch. Ramin ist ein ruhiger Mann. Aber veralbert werden, das mag er nicht. Er will seinem Kollegen beistehen, überlegt kurz und schreit: ▸

Die Routine der Ramins: Familienleben haben sie nur am Wochenende

„Alles Scheiße hier." Umgangston auf dem Bau. Der Niederländer geht die Treppe hoch und macht ihn nach. Auch er schreit: „Scheiße. Scheiße."

Ramins Frau bewundert ihren Mann, „dass er das so durchzieht". Am Wochenende will sie gut für ihn kochen. Nach der Wende haben sie für ein paar Jahre in Baden-Württemberg gelebt. „Da war die Arbeitssituation ein Paradies." Frau Ramin hatte als Erzieherin in einem Kindergarten zu tun und ihr Mann eine feste Anstellung. Alles in einem Dorf. Doch die Ramins wollten nach Hause zurück. Sie vermissten die Familie, die Uckermark. Die Eltern von Frau Ramin wohnen auf dem Bauernhof nebenan. Die Töchter bekommen bei der Oma häufig ihr Mittagessen und sagen den kleinen Katzen am Abend Gute Nacht.

Die Ramins wussten vor ihrer Rückkehr in den Osten, dass es schwer würde, Arbeit zu finden. In Baden-Württemberg wohnten sie zur Miete. „Die Freiheit, in einem eigenen Haus zu leben, war uns wichtig. Und wir wollten bei unserer Familie sein. Schade, dass mein Mann das nicht so genießen kann."

Auf dem Weg nach Prenzlau: Landstrich im Abseits

Flucht vor dem Leerlauf: ziellose Touren auf dem Rad

Die Uckermark. Arbeitslosenquote bis zu 24 Prozent. Der Landstrich ist das am dünnsten besiedelte Gebiet Deutschlands. Auf dem Weg nach Prenzlau steht an einer Hauswand in großen Buchstaben: „Heimat ist nicht immer dort, wo wir zur Welt kamen. Heimat ist, wo wir lieben." Holzkreuze stehen an den Rändern der Landstraßen. Autos fahren sehr schnell durch die Alleen. An der großen Kreuzung in Prenzlau, bei McDonald's, zweigt die Straße Richtung Stadtzentrum ab. Eine Gärtnerin beugt sich über ihre Blumen. Neben der Gärtnerin steht ein Ehepaar. Beide tragen graue Jacken.

Häuser stehen verlassen da. Fenster sind mit Brettern vernagelt. Eine alte Fabrik aus roten Backsteinen, aufgegeben und zerfallend. In Prenzlau leben ungefähr 21 000 Menschen. Viele von ihnen wohnen in Plattenbauten. Die hat die Wohnungsgesellschaft neu streichen lassen.

In einem lebt Frau M., eine alleinerziehende Mutter, Jahrgang 1972. Sie steht auf dem Balkon und schaut in die Runde. Es ist Mittagszeit. In den Parkbuchten stehen viele Autos, Luxus, den sich die Leute leisten, trotz allem. Frau M. hat ihren Opel verkauft. Sie brauche keinen Wagen, sagt sie. 1200 Euro hat sie dafür bekommen. Sie sagt, die Menschen blieben tagsüber in ihren Wohnungen. Sie wollten den Schein wahren, die alten Helden der Arbeit. Häufig fährt sie tagsüber mit dem Fahrrad ziellos umher; manchmal in ihren Garten, der ein wenig außerhalb liegt, oder sie besucht Freunde. Ihre Tochter fährt auch gern Rad. Die Mutter kümmert sich viel um ihr Kind.

Auf dem Bürgersteig läuft ein Lehrer auf und ab. Er telefoniert mit dem Handy. Die Schule ist gleich nebenan. Einige Mieter haben Plastiktüten in Streifen geschnitten und sie in die Ecken der Fenster geklebt, um Schwalben zu vertreiben.

In der Nachbarschaft liegt ein Supermarkt. Sonst gibt es im Viertel nur noch eine Drogerie. Zwischen den Häusern hat die Wohnungsgesellschaft für die Mieter Sitzecken mit Bänken eingerichtet. Eine Gruppe von Jugendlichen, aus ihren Handys plärrt Musik. Frau M. wird es kalt auf dem Balkon. Und außerdem, sagt sie, reichten die Ohren der Nachbarn weit. Sie hat auf dem Balkon Bohnenkraut zum Trocknen aufgehängt. Der Wind hat die Decke vom Tisch geweht. Frau M. legt sie wieder an ihren Platz. Sie nimmt die Sitzkissen von den Stühlen und verstaut sie in einem Schrank im Wohnzimmer. Vorsichtig schließt sie die Balkontür.

Ihre Wohnung ist 59 Quadratmeter groß. Frau M. hat nicht viel Geld. Für den Besuch hat sie Kuchen gekauft. Sie reißt die Packung auf und schneidet den Kuchen in Stücke. Von einem Tag auf den anderen hat sie mit dem Rauchen aufgehört. Das sei ihr nicht schwergefallen. Sie bekommt ALG II. 400 Euro gehen für die Miete drauf, hinzu kommen Strom, Telefon, Versicherungen. 200 Euro bleiben übrig. Plus

400 Euro Kindergeld und Unterhalt. Sie muss scharf rechnen. Jede Woche darf sie 80 Euro ausgeben. „Ich kann gut mit Geld umgehen“, sagt sie.

Unter dem Fernsehgerät stehen DVDs mit Kinderfilmen. An den Wänden hängen Fotos von ihrer Tochter. Auf manchen ist auch die Mutter abgebildet. In der Küche hängt ein kleines Bild am Kühlschrank: die Tochter mit ihrem Vater. Einmal im Jahr nimmt er das Mädchen mit in den Urlaub. Frau M. liebt ihre Tochter. Morgens sitzt sie mit ihr am Frühstückstisch. Tagsüber kauft sie ein, räumt auf, macht die Wäsche, kontrolliert die Hausaufgaben. Sie muss gleich noch ein Schreiben für die Elterngruppe aufsetzen. Sie will einen Stammtisch für die Eltern organisieren. Gekocht hat sie schon. Die Tochter kommt bald heim.

Frau M. sagt, sie fühle sich, als steckte sie in einem Loch. Sie hofft, dass die Kleine nichts davon mitbekommt. Sie will das nicht. Sie sagt, sie habe in ihrem Leben noch nicht viel Glück gehabt. Schade, denkt man. Das muss doch nicht sein. Sie kann gut reden, sie ist intelligent und hat Humor. Sie würde, sie will, aber sie kann nicht; weil sie muss, weil das Kind … Eine andere Stadt geht auch nicht. Sie würde alles machen, sie versuche es. Sie dreht sich im Kreis, sie weiß, sie muss. Heimat, Landschaft – sie will hier leben. Sie arbeitet nicht. Nicht diese gesellschaftlich anerkannte Erwerbsarbeit. Sie macht aber viel. Sie kümmert sich um ihr Kind. Sie sagt, sie wolle nichts dringender als eine Stelle.

Als sie selbst sieben Jahre alt war, starb ihr Vater, mit zehn die Mutter, mit 19 die Großmutter. Die drei Geschwister waren allein. „Heul doch nicht“, sagten die Leute aus dem Dorf.

Sie wollte früher Krankenschwester werden in Berlin-Buch. Da habe sie sich schon erkundigt. Aber in der DDR wurden Ausbildungsplätze zugeteilt. Also wurde sie Zustellerin bei der Post. „Die haben die Leute reingesteckt, wo sie gebraucht wurden.“ Nach der Wende sagte man ihr bei der Post: „Entweder du gehst in die ▸

Die besten Wege zu brand eins

_ für Leser, die Artikel kommentieren wollen:
<leserbriefe@brandeins.de> *oder Sie wenden sich an die Redaktionsadresse:*
brand eins Redaktion, Schauenburgerstraße 21, 20095 Hamburg
Fax: 0 40/32 33 16-20, Telefon: 0 40/32 33 16-0
Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto größer die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in brand eins veröffentlichten Artikel beziehen und Ihren Namen und Wohnort enthalten. Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe zu kürzen.

_ für Leser, die eine Anfrage haben:
Betrifft sie einen bestimmten Kollegen, gilt bei uns das E-Mail-System:
<vorname_nachname@brandeins.de>
Geht es um eine Kontaktadresse, den Kontakt zu einem der freien Autoren oder um die Nachfrage nach einem früher erschienenen Beitrag, helfen Ihnen:
<anke_wille@brandeins.de> *oder* <joerg_steinmann@brandeins.de>

_ für Autoren, die ein Thema vorschlagen wollen:
Alle im Text-Impressum (S. 184) aufgeführten Kollegen sind ansprechbar.

_ für Leser, die ein Abonnement bestellen wollen:
Entweder über www.brandeins.de *und den kleinen Kasten:* Shop.
Oder direkt über unseren Abo-Service: <abo@axelspringer.de>,
ASV Vertriebs GmbH, Abo-Service brand eins, Postfach 10 03 31,
20002 Hamburg, Telefon: 0 40/4 68 60-5192, Fax: 0 40/34 72 95 17.
Oder über die Kollegen im Verlag:
<jan_vanmuenster@brandeins.de> *oder* <ivanna_katsev@brandeins.de>

_ für Leser, die ein Einzelheft bestellen wollen:
Wieder führt der schnellste Weg über den Shop. Oder Sie bestellen direkt bei:
<ivanna_katsev@brandeins.de>, Telefon: 0 40/32 33 16-70

_ für Leser, die ein Solidar-Abo nutzen wollen:
Seit September 2005 gibt es für brand eins-Abonnenten, die sich durch Arbeitslosigkeit, Studien-Ende ohne Job oder andere Umstände in finanzieller Notlage befinden, die Möglichkeit, brand eins bis zu einem Jahr kostenlos zu beziehen. Dazu brauchen Sie keine Bescheinigungen oder Begründungen zu liefern, eine E-Mail mit Angabe der Abo-Nummer genügt: <solidarabo@brandeins.de>

_ für alle, die sich für unsere Media-Daten interessieren:
Unter www.brandeins.de *können Sie die Media-Daten sowie die aktuelle Preisliste als PDF herunterladen. Oder Sie bestellen bei:*
<rainer_janneck@brandeins.de>, Telefon: 0 40/32 33 16-76

alten Bundesländer oder du wirst arbeitslos.“ Sie ging nach München. „Ein Dorfdödel in der Großstadt“, sagt sie. „Ich lief dort herum wie ein aufgescheuchtes Huhn. Ich habe meine Heimat vermisst.“

Sie kam zurück in die Uckermark, nach Prenzlau. „Ich bin hier in der Gegend aufgewachsen. Ich liebe die Landschaft. Hier fühle ich mich akzeptiert.“ Heimat ist oft für Begründungen gut. Nach einer Lehre zur Hotelkauffrau – dazu riet ihr ein Berater beim Arbeitsamt – merkte sie, „das ist nichts für mich“. Anschließend machte sie eine Lehre zur Bürokauffrau. Sie hat nie in diesem Beruf gearbeitet. Sie ist jetzt 35, und manchmal sagt man ihr sie sei überqualifiziert. Mit drei Ausbildungen. Das Arbeitsamt vermittelte ihr eine Entgeltmaßnahme. In einer Schule hat sie auf schwierige Kinder aufgepasst, die Lehrer unterstützt. Das gefiel ihr, sie machte ihre Aufgabe gut. Sie wäre eine gute Grundschullehrerin geworden. Ist sie aber nicht.

Manchmal verliere sie den Mut, sagt: „Ich bin nicht zufrieden, aber mir geht’s gut.“ Morgen muss sie wieder zum Arbeitsamt. „Vom Amt werde ich abgefertigt. Andere regen sich sehr auf dem Amt auf. Ich denke, ich bin nur eine von vielen. Warum sollten die bei mir eine Ausnahme machen?“ So viele Bewerbungen. „In Prenzlau und Umgebung habe ich schon alle Betriebe durch. Ich will nicht in eine andere Stadt, mich dort bewerben. Es geht nicht – das Kind.“

Gut, vielleicht später, wenn die Tochter hier wegzieht. „Das hoffe ich doch für sie.“ Dann könne auch sie Prenzlau verlassen. Mit der Tochter. Frau M. hat Angst vor einem neuen Umzug. Der kostet Geld. „Wie soll ich das bezahlen? Ich ärgere mich über mich selbst. Ich ackere, ich versuche, ich drehe mich um die eigene Achse, versuche aus diesem sozialen Loch herauszukommen.“ Manchmal überlegt sie, ob es nicht einfacher ohne die Tochter wäre. Was sie dann wohl machte? Frau M. ist froh, dass sie das Kind hat. Die Tochter ist gut in der Schule, Gymnasium, ein nettes, aufgewecktes Mädchen.

Alltag in Prenzlau: Exotik auf der Wäscheleine

Frau M. glaubt, sie habe die Todesfälle in ihrer Familie und das Alleinsein verarbeitet. „Aber vielleicht brodelt doch noch was in mir.“ Wenn ihre Tochter einen Ball ins Gesicht bekommt, sagt sie zuerst: „Nun hab dich nicht so.“ Dann tut es ihr leid. Sie will, dass sich das Kind behütet fühlt.

150 Bewerbungen. Was sie ihr gebracht haben? Nur Angst

Die Tochter kommt ins Wohnzimmer. Sie hat sich eine Tasche umgehängt, will raus zum Spielen. Nicht jetzt. Das Essen ist fertig. Die Tochter redet vom Theater, von Disneyland Paris, da möchte sie gern hin. Die Mutter will ihr diesen Traum erfüllen und spart darauf. Die Tochter erzählt aus der Schule. Sie lacht.

„In Baden-Württemberg gibt es mehr Arbeit“, sagt Frau M. „Aber was soll ich dort alleine?“ Sie kann sich nicht schon wieder trennen. Nicht jetzt. „Ich weiß auch gar nicht, wo ich mich bewerben sollte. Wie ich das anfangen sollte.“ Sie hat Angst vor einer unbekannten Stadt. Hier hat sie den Bruder. Der ist Gerüstbauer, viel beschäftigt. „Er gibt mir Schutz. Er ist der Einzige, den ich noch habe.“ Eine Partnerschaft? „Davon habe ich noch die Nase voll. Brauche ich nicht so schnell wieder.“

Frau M. sagt, sie würde alles tun, um von diesem „Zwangsurlaub“ loszukommen. „Morgen habe ich ein Bewerbungsgespräch. Ich hoffe, die nehmen mich. Gaszähler ablesen.“ Etwa 150 Bewerbungen hat sie geschrieben. „Ich weiß nicht, wo der Haken ist. Vielleicht schreibe ich die Bewerbungen falsch, kenne nicht die richtigen Leute, bin zu hässlich?“ Sie sagt, drei Viertel ihrer Bekannten seien arbeitslos. Sie streicht sich über ihren Pferdeschwanz. „Vielleicht ist nicht unbedingt die Heimat der Grund, dass ich mich nirgendwo anders bewerbe. Vielleicht habe ich einfach Angst zu versagen. Vielleicht sind es Verlustängste. Ich klammere mich an das Letzte, was ich habe. Hier kann ich sagen: Du hast, was du hast.“

Frau M. möchte nicht, dass andere ihren richtigen Namen lesen. Sie ist nur eine von vielen. ▬